

Mitch Albom

Ein
Tag mit dir

Roman

Deutsch
von Sibylle Schmidt

GOLDMANN

Die amerikanische Originalausgabe
erschien 2006 unter dem Titel »For One More Day«
bei Hyperion, New York.

»This Could Be the Start of Something Big«
Copyright © 1956 Rosemeadow Publishing Corp.
Copyright Renewed 1984, Assigned to Meadowlane Music, Inc.
International Copyright Secured. All Rights Reserved.
Used by permission.



FSC
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SG5-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für Taschenbücher
aus dem Goldmann Verlag liefert Mochenwangen Papier

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Dezember 2008
Copyright © der Originalausgabe 2006
by Mitch Albom, Inc.
Copyright © der deutschsprachigen Erstausgabe 2006
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team, München
Umschlagillustration: Franziska Biermann / auserlesen – ausgezeichnet
CN · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-46843-0

www.goldmann-verlag.de

»Ich hab schon so eine Ahnung.
Es geht darum, weshalb ich mich umbringen wollte.«

Chick Benettos erste Worte an mich

Prolog



Dies ist eine Geschichte über eine Familie, und da ein Geist darin vorkommt, könnte man sie als Geistergeschichte bezeichnen. Doch im Grunde ist das jede Familiengeschichte. Unsere Lieben sitzen bei uns, lange nachdem sie von uns gegangen sind.

Diese spezielle Geschichte handelt von Charles »Chick« Benetto, aber er war nicht der Geist. Er war ausgesprochen lebendig. Ich entdeckte ihn eines Samstagmorgens auf der Zuschauertribüne eines Baseballfelds, auf dem die Little League trainierte. Er trug eine dunkelblaue Windjacke und kaute Pfefferminzkaugummi. Vielleicht haben Sie ihn noch in Erinnerung als Baseballspieler. Ich habe früher Sportreportagen geschrieben und immer wieder über ihn berichtet.

Wenn ich heute zurückblicke, empfinde ich es als schicksalhaft, dass ich ihn damals dort entdeckte. Ich war nach Perville Beach gekommen, um ein kleines Haus zu verkaufen, das lange Jahre meiner Familie gehört hatte. Auf dem Rückweg zum Flughafen machte ich eine Kaffeepause. Auf der anderen Straßenseite trainierten Kinder in lila T-Shirts Baseball. Ich hatte noch Zeit und schlenderte zu dem Feld hinüber. Als

ich am Backstop stand, die Finger am Maschendrahtzaun, kam ein alter Mann auf einem Rasenmäher vorbeigetuckert. Er hatte ein sonnenverbranntes faltiges Gesicht, und in seinem Mundwinkel hing eine halbe Zigarre. Als er mich sah, stellte er den Motor ab und fragte mich, ob eines meiner Kinder hier spiele. Ich verneinte, woraufhin er wissen wollte, was ich denn hier tat. Nachdem ich ihm von dem Haus berichtet hatte, fragte er, womit ich meinen Lebensunterhalt verdiente, und ich war ein bisschen leichtfertig und erzählte ihm auch das.

»Soso, Sie schreiben«, sagte er und kaute an dem Stumpfen. Dann wies er auf eine Gestalt, die mit dem Rücken zu uns allein auf der Zuschauertribüne saß. »Da sollten Sie mal mit dem Knaben dort reden. Der kann Ihnen 'ne starke Geschichte erzählen.«

So etwas bekomme ich ständig zu hören.

»Ah ja? Und worüber?«

»War mal Baseballprofi.«

»Hm.«

Der Mann zögerte.

»Hat versucht, sich umzubringen.«

»Im Ernst?«

»Jawoll.« Der Mann schiefte. »Kann von Glück sagen, dass er noch am Leben ist, wie ich gehört hab. Chick Benetto heißt er. Seine Mutter hat früher hier in der Ecke gewohnt. Posey Benetto.« Er gluckste. »War 'n wildes Mädchen.«

Ich ließ den Zaun los. Der Maschendraht war rostig, und der Rost haftete nun an meinen Händen.

»Hat, glaub ich, sogar mal bei den World Series gespielt. Ganz im Ernst. Fragen Sie ihn doch selbst. Er sitzt ohnehin die ganze Zeit allein da rum.«

Er ließ den Zigarrenstummel fallen, trat ihn aus und stapfte zu seinem Rasenmäher zurück.

Jede Familiengeschichte ist eine Geistergeschichte.

Ich ging zur Tribüne hinüber.

Was ich nun hier schildere, hat Charles »Chick« Benetto mir an jenem Morgen – und später – erzählt. Beigefügt habe ich einige Dokumente, private Mitteilungen und Auszüge aus einem Tagebuch, das ich später entdeckt habe. Ich erzähle aus seiner Perspektive, weil Sie mir vielleicht keinen Glauben schenken würden, wenn Sie diese Geschichte nicht mit seinen Worten hören würden.

Sie glauben sie vielleicht sowieso nicht.

Doch stellen Sie sich einmal folgende Frage: Haben Sie jemals einen geliebten Menschen verloren und sich inständig gewünscht, noch ein einziges Mal mit ihm sprechen zu können, um nachzuholen, was Sie versäumt haben, als Sie noch glaubten, er werde immer da sein? Falls ja, wissen Sie bestimmt, dass man sich an jedem weiteren Tag seines Lebens nach dieser Gelegenheit sehnen kann. Und wenn man sie nun plötzlich bekäme?

MITTERNACHT

Chicks Geschichte



Ich habe schon so eine Ahnung. Es geht darum, weshalb ich mich umbringen wollte.

Wie ich überlebt habe. Weshalb ich überhaupt verschwunden bin. Wo ich die ganze Zeit gesteckt habe. Aber zuallererst, weshalb ich mich umbringen wollte, nicht wahr?

Kein Problem. Das wollen alle wissen. Jeder vergleicht sich unwillkürlich mit mir. Es ist, als glaubten die Leute, dass es irgendwo eine Grenzlinie gibt, und wenn man die niemals überschreitet, kommt man auch nie auf die Idee, von einem Hochhaus zu springen oder Schlaftabletten zu schlucken. Aber wenn man sie überschreitet, kann es passieren. Die Leute fragen sich dann: »Könnte ich auch in diese Lage kommen?«

Aber es gibt diese Linie nicht. Nur das eigene Leben, das man vielleicht verpfuscht, und jemanden, der einen vielleicht rettet.

Oder eben auch nicht.

Wenn ich zurückschaue, begann mein Niedergang mit dem Tod meiner Mutter, vor etwa zehn Jahren. Ich war nicht bei ihr, als sie starb. Deshalb habe ich mir eine Lüge einfallen las-

sen, was keine gute Idee war. Bei einem Begräbnis kann man schlecht Geheimnisse bewahren. Ich stand an ihrem Grab und versuchte mir einzureden, dass es nicht meine Schuld war, und als meine vierzehnjährige Tochter meine Hand nahm und flüsterte: »Tut mir leid, Papa, dass du nicht mehr Abschied nehmen konntest«, brach ich völlig zusammen und fiel schluchzend auf die Knie.

Nach dem Begräbnis habe ich mich so besoffen, dass ich auf unserer Couch einschlief. Und etwas veränderte sich grundlegend. Ein einziger Tag kann das Leben komplett verändern. An diesem Tag wendete sich mein Leben unweigerlich zum Schlechten. Meine Mutter hatte mich als Kind kaum aus den Augen gelassen – sie gab Ratschläge, übte Kritik, diese ganze erdrückende Mutterliebe eben. Ich wünschte mir nicht nur ein Mal, dass sie mich in Ruhe lassen würde.

Und dann tat sie es. Sie starb. Keine Besuche mehr, keine Anrufe. Und ohne es überhaupt zu merken, verlor ich den Halt, wie eine entwurzelte Pflanze, die einen Fluss hinuntertreibt. Mütter hegen gerne bestimmte Vorstellungen von ihren Kindern, und ich selbst hatte die Vorstellung, dass ich mich gerne mochte, weil meine Mutter es tat. Als sie starb, war es aus und vorbei mit dieser Illusion.

Ich merkte, dass ich mich eigentlich nicht ausstehen konnte. Im Geiste sah ich mich immer noch als vielversprechenden jungen Profisportler. Doch ich war längst nicht mehr jung und auch kein Sportler mehr, sondern in den mitt-

leren Jahren und Vertreter. Und vielversprechend war gar nichts mehr an mir.

Ein Jahr nach dem Tod meiner Mutter beging ich finanziell die größte Dummheit meines Lebens. Ich ließ mich von einer Vertreterin in einen Investmentbetrug hineinziehen. Die Vertreterin war eine junge, temperamentvolle Frau, die Selbstbewusstsein ausstrahlte und genau so viel Einblick in ihre Bluse gewährte, dass ein älterer Mann verbittert ist, wenn sie an ihm vorübergeht – es sei denn, sie spricht mit ihm. Und dann benimmt er sich dämlich. Wir trafen uns drei Mal, um ihr Angebot zu erörtern: zwei Mal in ihrem Büro und ein Mal in einem griechischen Restaurant. Es passierte nichts Unziemliches, aber als ihr Parfum mir nicht mehr die Sinne vernebelte, hatte ich einen Großteil meiner Ersparnisse in Aktien angelegt, die rasch ihren Wert verloren. Die Vertreterin wurde an die Westküste »versetzt«. Und ich musste meiner Frau Catherine erklären, wo unser Geld geblieben war.

Danach trank ich immer mehr; Baseballspieler tranken damals meist viel, aber bei mir lief es aus dem Ruder, weshalb ich nacheinander zwei Stellen verlor. Weil ich gefeuert wurde, trank ich noch mehr. Ich schlief schlecht. Ich ernährte mich schlecht. Ich schien stündlich zu altern. Wenn ich mal wieder Arbeit hatte, trug ich Mundspülung und Augentropfen mit mir herum und präparierte mich vor jedem Kundengespräch auf der Toilette. Geld wurde zum Problem, und Catherine und ich hatten fortwährend Streit. Im Lauf der

Zeit ging meine Ehe in die Brüche. Catherine hatte genug von meinem Elend, was ich sogar verstehen kann. Wenn man sich selbst mies fühlt, benimmt man sich auch anderen gegenüber mies, sogar wenn man sie liebt. Eines Abends fand sie mich ohnmächtig im Keller. Meine Lippe blutete, und ich hielt einen Baseballhandschuh im Arm.

Kurz darauf verließ ich meine Familie – oder vielmehr sie mich.

Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich mich deshalb schäme.

Ich nahm mir eine Wohnung und wurde zum unnahbaren Einzelgänger, hielt mich fern von jedem, der nicht mit mir trinken wollte. Meine Mutter wäre bestimmt zu mir durchgedrungen, wenn sie noch am Leben gewesen wäre. Das konnte sie immer schon gut. Sie nahm mich dann am Arm und sagte: »Na, komm schon, Charley, was ist los?« Aber sie war eben nicht mehr da. So ist das, wenn die Eltern sterben: Man muss jeden Kampf allein austragen, ohne Rückendeckung.

Und eines Abends Anfang Oktober beschloss ich, mich umzubringen.

Das klingt vielleicht überraschend. Man würde vielleicht annehmen, dass Männer wie ich, die bei den Meisterschaftsspielen, den World Series, gespielt haben, niemals Selbstmord begehen würden, weil sie ja ihren Lebenstraum verwirklicht haben. Aber das ist ein Irrtum. Wenn man den Traum verwirklicht hat, wird einem lediglich bewusst, dass er nicht so toll ist, wie man gedacht hatte.

Und er bewahrt einen vor gar nichts.

Was mir schließlich den Rest gab, war, so komisch sich das auch anhören mag, die Hochzeit meiner Tochter. Meine Tochter war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, hatte dieselben langen kastanienbraunen Haare wie ihre Mutter und dieselben schön geformten Lippen. Sie heiratete »einen wunderbaren Mann«.

Und das erfuhr ich lediglich aus einem kurzen Brief, den ich Wochen nach der Hochzeit in der Post fand.

Offenbar war ich wegen meiner Trunksucht, meiner Schwermut und meines schlechten Benehmens eine Zumutung geworden, die man nicht mehr zu einer Familienfeier einlud. Ich bekam nur einen Brief und zwei Fotos. Auf dem einen Foto war meine Tochter mit ihrem Bräutigam zu sehen, wie sie Hand in Hand unter einem Baum standen – auf dem anderen erhoben sie ihr Sektglas.

Dieses zweite Foto machte mich völlig fertig. Es war einer dieser Schnappschüsse von einem Augenblick, den es nie wieder geben wird: die beiden lachend mit ihren Gläsern. Die beiden wirkten so jung und natürlich... und dieser Moment war schon so lange Vergangenheit. Das Foto strahlte einen Vorwurf aus. *Und du warst nicht da.* Ich kannte diesen Typen nicht mal. Meine Exfrau kannte ihn. Unsere Freunde von früher kannten ihn. *Und du warst nicht da.* Wieder einmal hatte ich bei einem wichtigen Ereignis in meiner Familie gefehlt. Und diesmal würde meine Kleine nicht meine Hand nehmen, um mich zu trösten; sie gehörte jetzt einem anderen. Mich hatte niemand gefragt; ich wurde lediglich benachrichtigt.

Ich betrachtete den Umschlag, auf dem ihr neuer Name stand (*Maria Lang*, nicht mehr *Maria Benetto*), keine Adresse (Wieso? Fürchteten die beiden, ich könnte sie besuchen?), und etwas in mir ging für immer verloren. Wenn man aus dem Leben seines Kindes ausgeschlossen wird, kommt es einem vor, als würde eine Stahltür verriegelt; man kann klopfen und schreien, so viel man will, niemand wird einen hören. Und wenn man nicht mehr gehört wird, gibt man auf, und wenn man aufgibt, kann man sich auch selbst vernichten.

Das habe ich versucht.

Die Frage ist dann nicht: Weshalb?, sondern eher: Weshalb nicht?

Als er zurückgetrottet kam zu Gott,
die Lieder unvollendet, die Arbeit nicht vollbracht,
wer weiß, welch Pfade müde er beschritt,
welch Berge des Friedens oder Leids er erklomm?

Ich hoffe, Gott nahm seine Hand und lächelte
und sagte: »Armer Drückeberger, leichtfert'ger Tor!
Das Buch des Lebens ist schwer zu verstehn;
hättest in der Schule du ausgeharrt!«

*Gedicht von Charles Hanson Towne,
entdeckt in einem Notizbuch
von Chick Benetto*